

H.G. SCHULZ

.....

MISSION AFRIKAKONFERENZ

TATORT BERLIN

.....

ROMAN

Texte: © Copyright by H.G. Schulz, 2020
Lektorat: Michael Lohmann, www.worttaten.de
Umschlaggestaltung: Angela Semmler, www.crea-solution.de

Autor: H.G. Schulz
c/o AutorenServices.de, Birkenallee 24, 36037 Fulda

www.hg-schulz.de

Alle Rechte vorbehalten

Deutschland ist jetzt als Kolonialmacht zu betrachten und damit in der Lage, eine Konferenz in Berlin vorzuschlagen. Man wird unser Land hören auf diesem wichtigen Kongress, der darauf zielt, die Grundlagen der zukünftigen Regierung für diese weiten Gebiete zu schaffen.

Kaiser Wilhelm I., 1884

Niemals zuvor in der Geschichte der Menschheit haben sich die Staaten eines Kontinents zur Aufteilung eines anderen zusammengefunden, eines Erdteils, dessen rechtmäßige Herrscher von dieser Aufteilung nicht einmal Kenntnis hatten.

G. N. Uziogwe, 1984

Als die Weißen nach Afrika kamen, hatten wir das Land und sie die Bibel. Dann lehrten sie uns, mit geschlossenen Augen zu beten, und als wir die Augen wieder öffneten, hatten sie das Land und wir die Bibel.

Jomo Kenyatta, kenianischer Staatspräsident

KAPITEL 1

Ein Kerl wie ein Baum. Kerzengerade und erhobenen Hauptes steht er da. Der dunkelgraue Anzug sitzt wie eine zweite Haut und lässt die muskulöse Figur erahnen. Unter dem Jackett zeichnen sich breite Schultern ab. Die engen Hosenbeine verleihen dem Körper trotz seiner Größe Leichtigkeit. Mit dem weißen Hemd und der hellblauen Krawatte könnte er einem Modejournal entsprungen sein.

Selbstbewusst stellt er sich dem Blitzlichtgewitter. Mit seinen fast zwei Metern steht er unerschütterlich inmitten des Gewusels und des Lärms. Der Brustgurt unter dem Hemd wird ihn beschützen. Er lächelt freundlich. Die Arme hängen entspannt herab.

Die Journalistenschar drängelt sich unmittelbar vor ihm. Keilen und Zerren. Jeder hat es auf das beste Foto abgesehen. Immer wieder zucken die Blitzlichter in Richtung der Anklagebank. Sie scheinen am Angeklagten abzuprallen. Die Scheinwerfer der Fernsehkameras tauchen den Gerichtssaal in grelles Licht. Mikrofone mit den bunten Logos der Sender werden hochgehalten. Das metallische Klicken der Kameraobjektive ist genauso zu hören wie einzelne Flüche von Journalisten, wenn Berufskollegen sie zur Seite stoßen. Auf Französisch werden dem Angeklagten Fragen zugerufen, im Getümmel gehen sie unter.

Einige Reporter stehen auf den Bänken, die für die Zeugen reserviert sind, um ein besseres Blickfeld zu erhalten.

Das halbhohe Holzgeländer der Anklagebank bewahrt den dunkelhäutigen Angeklagten vor den größten Zudringlichkeiten der gierigen Meute. Der hinter ihm postierte Justizbeamte mahnt die Journalisten mehrmals zur Ordnung, allerdings ohne Wirkung. Jeder will etwas Exklusives vom Prozess des Jahres.

Der Zuschauerraum ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Wegen des immensen Andrangs findet die Verhandlung im größten Gerichtssaal des Landgerichts Berlin statt. Trotzdem müssen viele Schaulustige draußen bleiben. Die erste Reihe ist für die Gerichtsreporter reserviert. Es gab etliche Anfragen aus dem Ausland. Sowohl unter den Zuschauern als auch den Journalisten fällt der hohe Anteil dunkelhäutiger Besucher auf.

Der Angeklagte lässt den Ansturm auf der erhöhten Anklagebank über sich ergehen. Er wirkt abgeklärt. Niemand ahnt, dass der Protagonist seinen ersten Anzug trägt. Auch hatte noch nie ein Schlips den Hals eingengt. Den Knoten hat ihm ein Justizbeamter im Untersuchungsgefängnis beigebracht.

Als die drei Berufsrichter und zwei Schöffen durch eine Tür in der dunklen Holzvertäfelung die Stirnseite des Gerichtssaals betreten, steigt der Geräuschpegel nochmals an. Die Richter bleiben einige Sekunden hinter ihren Stühlen stehen und das Blitzlichtgewitter prasselt auch auf sie herab. Dann meldet sich der Vorsitzende Richter zu Wort: »Ich bitte die Fotografen und Kamerateams, den Gerichtssaal zu verlassen.«

Langsam nimmt die Hektik ab. Stative werden eingefahren, Scheinwerfer und Kameras ausgeschaltet, allmählich verlassen die Journalisten den Saal. Derweil ordnet der Vorsitzende Richter seine mitgebrachten Akten vor sich und wartet entspannt, bis die Eingangstür geschlossen wird, alle sitzen und das Gemurmel verstummt.

Der Verteidiger nutzt die Gelegenheit, dreht sich zum Angeklagten und fragt leise: »Haben Sie noch eine Frage?«

»Wer war der Hauptmann von Köpenick?«

Doktor Zwanziger ringt um Fassung, während die letzten Journalisten den Saal verlassen: »Wieso kommen Sie auf den Hauptmann von Köpenick?«

»Auf dem Weg in den Gerichtssaal hat mir der Justizbeamte zugerannt, dass in diesem Saal schon der Hauptmann von Köpenick verurteilt wurde. Ist das ein ungünstiges Omen?«

Bevor Doktor Zwanziger antworten kann, meldet sich der Richter zu Wort.

»Hiermit eröffne ich den zweiten Verhandlungstag der Großen Strafkammer in der Strafsache gegen Niam Mutombo. Gestern haben wir die Anklage der Staatsanwaltschaft auf versuchten Mord in Tateinheit mit erpresserischem Menschenraub gehört und uns mit den Anträgen der Verteidigung beschäftigt. Da der Tatort in Berlin lag, ist das Landgericht Berlin zuständig. Heute steht die Person des Angeklagten im Vordergrund.« Richter Herold wendet sich Niam zu. »Zunächst erkundige ich mich nochmals, ob Sie der Verhandlung auf Deutsch folgen können?«

»Gestern habe ich alles verstanden. Wenn es nötig wird, frage ich bei meinem Verteidiger nach.«

»Das Gericht hat die Anklage der Staatsanwaltschaft auf versuchten Mord zugelassen. Sind Sie sich der Schwere dieser Anklage bewusst?«

Niam blickt seinen Verteidiger kurz an. Doktor Zwanziger, eine zierliche Person, Anfang fünfzig, mit grauem Bart, nickt.

»Ich habe die Anklage verstanden.«

»Was ist Ihre Muttersprache?«

»Französisch und Swahili, dazu noch ein Dialekt. Englisch ist ganz gut.«

»Staatsanwaltschaft und Verteidigung sind damit einverstanden, dass die Verhandlung auf Deutsch ohne Dolmetscher geführt wird. Die Kammer möchte sich ungeachtet dessen persönlich davon überzeugen, ob der Angeklagte dazu vollumfänglich in der Lage ist. Deshalb bitte ich Sie um eine ausführliche Beantwortung meiner nachfolgenden Fragen.«

Der Angeklagte nickt.

»Wie alt sind Sie?«

»Mitte zwanzig.«

»Bitte präziser.«

»Geht nicht. Nach meinen deutschen Papieren bin ich jetzt fünf- undzwanzig Jahre alt. Ich weiß nicht, wann genau ich geboren wurde. Mein Onkel hat es mir nie erzählt.«

Der Richter runzelt die Stirn: »Ungewöhnlich, aber wir lassen das jetzt mal so stehen. Wo sind Sie geboren?«

»In der Nähe von Kisangani.«

»Wo liegt das?«

»Kisangani ist eine Provinzhauptstadt in der Nähe des Äquators, am Oberlauf des Kongos, nahe der Boyomafälle.« Niam dreht sich zu den Journalisten und doziert: »Henry Morton Stanley gründete den Ort 1883 auf einer Insel im Kongo. Deshalb hieß dieser Ort bis 1966 auch Stanleyville und die Wasserfälle waren früher als Stanleyfälle bekannt.«

»Das Gericht macht sich um Ihre Deutschkenntnisse keine Sorgen. Die sind ausgezeichnet. Fürs Protokoll: Der Angeklagte kann dem Prozess ohne Simultandolmetscher folgen. Für Zweifelsfälle ordne

ich an, dass der Dolmetscher im Saal bleibt.« Der Richter schaut weiter nach rechts zur Protokollantin. »Als Geburtsort halten wir Kisangani in der Demokratischen Republik Kongo fest.«

Danach wendet er sich wieder an den Angeklagten. »Die Kammer möchte die Beweggründe für Ihre Flucht einschätzen. Können Sie uns deshalb die Lebensumstände Ihrer Eltern und Ihrer Jugend beschreiben?«

»Wo soll ich anfangen?«

»Wo Sie wollen. Schildern Sie uns, was für Sie wichtig war.«

Niam beugt sich nach vorn und starrt durch das gegenüberliegende vergitterte Fenster in den Berliner Himmel. So lässt er etliche Momente vergehen. »Dann beginne ich mit meinem Vater.«

»Bitte!«

»Als mein Vater Mitte der Fünfzigerjahre geboren wurde, war der Kongo noch eine belgische Kolonie, mit allen Vor- und Nachteilen daraus. Mein Großvater arbeitete als erster Hausdiener beim Leiter der Provinzverwaltung, einem Belgier. Damit führte er auch die Aufsicht über die anderen dienstbaren Geister des riesigen Anwesens: Diener, Mägde, Gärtner, Knechte und Köche. Über zweihundert Schwarze lebten mit ihren Kindern in ärmlichen Strohhütten in der hintersten Ecke des riesigen Landsitzes, weitab vom prächtigen Herrenhaus. Sie waren quasi Leibeigene des belgischen Provinzverwalters und durften das Anwesen nur mit dessen Genehmigung verlassen.«

Niam ergreift das Wasserglas vor sich und trinkt einen Schluck.

»Die Arbeiter bekamen gerade so viel zu essen, dass sie nicht verhungerten. Zwar gab es im nahe gelegenen Stanleyville einen belgischen Arzt, doch der behandelte nur Weiße. Genauso wenig wie es eine ärztliche Versorgung gab, gab es eine öffentliche Schule. Zur gleichen Zeit wurde in der Bundesrepublik Deutschland das Wirtschaftswunder begründet, der millionste VW-Käfer lief vom Band und alle hatten genug zu essen.«

Ein Raunen geht durch den Zuschauerraum. Die Vertreter der schreibenden Presse notieren jedes Wort.

Doktor Zwanziger nutzt den Moment, dreht sich freundlich lächelnd zum Angeklagten und zischt in Niams Ohr. »Keine Politik.«

»Fahren Sie fort.« Richter Herold zeigt auf den Angeklagten.

»Meine Großeltern hatten sechs Kinder, zwei Söhne und vier Töchter. Aufgrund der herausragenden Stellung des Großvaters durfte die

Familie außerhalb des Anwesens wohnen. Ihre Unterkunft im nächsten Dorf, ungefähr zehn Kilometer vom Herrenhaus entfernt, war kein Steinhaus, allerdings auch keine Strohhütte. Aus heutiger Sicht würde ich es als große Bretterbude bezeichnen. Damals war es das prächtigste Haus im Dorf. Als besonderes Privileg gehörte eine kleine Landwirtschaft dazu, welche die Versorgung der Familie sicherstellte.«

Wieder trinkt Niam einen Schluck Wasser. Er sitzt mit durchgedrücktem Rücken da. Seine schwarzen Haare liegen eng am Kopf und sind zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Die dunklen Augen glänzen, als ob jemand nachgeholfen hätte. Die Augenpartie zieht den Betrachter an. Sie vermittelt Offenheit. Sein Charakterkopf mit der flachen Nase ist ein passender Kontrast zu seinem eleganten Äußeren.

»Das größte Statussymbol meines Großvaters war sein Fahrrad. Damit fuhr er täglich in Schlangenlinien, um den Schlaglöchern auszuweichen, durch die schmutzige Dorfstraße zum Herrenhaus des Leiters der Provinzverwaltung. Dieses Fahrrad war sein ganzer Stolz, denn im Umkreis von hundert Kilometer besaß kein Schwarzer ein Fahrrad. Stets trug er die strahlend weiße Uniform mit goldenen Verzierungen. Sie war ebenfalls ein Privileg, denn weiße Kleidung war grundsätzlich nur Ausländern erlaubt. Lediglich den üblichen Tropenhelm durfte mein Großvater nicht tragen, stattdessen trug er ein Fes aus goldenem Filz. Mit seinem Gardemaß überragte er alle anderen Schwarzen und war in der weißen Uniform mit den goldenen Verzierungen und der goldglänzenden Kopfbedeckung in der ganzen Region bekannt. Überall wurde er gebührend begrüßt.«

»Welcher Religion gehören Sie an?«

»Die Familie meines Großvaters war katholisch, nicht ungewöhnlich für Schwarze in dieser Gegend. Jeden Sonntag machte sich das halbe Dorf früh auf, um den Gottesdienst um acht Uhr in Kisangani zu besuchen. Dann war die Missionskirche bis auf den letzten Platz gefüllt, nur Schwarze. Der einzige Weiße war der Pfarrer. Die wenigen Europäer trafen sich um zehn zur Messe in der Kapelle beim Herrenhaus. Danach lud der Provinzverwalter zum ausgiebigen Lunch mit viel Alkohol und anschließendem Tanz. Man war unter sich. Für die Weißen war das der Höhepunkt der Woche.«

»Sind Sie katholisch?«

»Wie meine Eltern bin ich getauft und katholisch erzogen worden. Allerdings habe ich in Deutschland nur einmal einen Gottesdienst besucht.«

Niam bemerkt im Zuschauerraum einen älteren Herrn, der einen Zeichenblock und zwei bunte Stifte hält. Der Bleistift kratzt über das Papier. Ihre Blicke begegnen sich. Niam nickt dem Zeichner zu.

»Aufgrund der hervorgehobenen Stellung des Großvaters durften mein Vater und sein älterer Bruder die katholische Schule in Kisan-gani, eine Missionsschule der Jesuiten, besuchen. Für meinen Vater begann die Schulzeit bereits mit vier Jahren.«

»Das klingt nach einer behüteten Jugend Ihres Vaters.«

»Damit war es schnell vorbei, als der belgische Provinzverwalter 1960 Hals über Kopf das Land verließ und nie wieder in sein Herrenhaus zurückkehrte. Belgien hatte nach hundert Jahren der Plünderung das Interesse an seiner Provinz verloren, zog sich übereilt zurück, entließ das Land in die Unabhängigkeit und hinterließ Chaos. Nach dem folgenden Bürgerkrieg litt mein Land ab 1965 unter einer über drei Jahrzehnte währenden Diktatur. Danach folgte ab 1997 eine Abfolge von Kriegen, die als Erster Weltkrieg in Afrika bezeichnet wird und sechs Millionen Brüdern und Schwestern das Leben kosteten.«

Unruhe macht sich im Zuschauerraum breit. In Doktor Zwanziger brodelt es. Keine politischen Statements. Habe ich ihm doch ein-gebläut.

Der Richter bleibt souverän. »Ruhe bitte. Herr Mutombo, die Kammer interessiert sich für Ihr persönliches Umfeld. Wie ging es mit Ihrem Vater weiter?«

»Mein Großvater verlor die privilegierte Stellung 1960. Er wurde als Vertreter der verhassten Feudalklasse angesehen und war über Nacht nicht nur arbeitslos, sondern auch ausgestoßen. Er versuchte, über die belgische Botschaft ein Visum für Belgien zu erhalten. Vergebens. Der belgische Staat ließ ihn im Elend zurück und dort verrecken. Die neuen Herren verjagten die Familie aus ihrem Haus und raubten ihnen die kleine Landwirtschaft. Hunger und Armut waren die Folge. Die Familie hatte nichts zu essen, Krankheiten breiteten sich aus. Zwei Schwestern meines Vaters und meine Großmutter starben in den nächsten Monaten. Die anderen beiden Schwestern wurden

im Bürgerkrieg von vagabundierenden Soldaten verschleppt. Mein Großvater musste in den Regenwald fliehen.«

Niam schluckt. Seine Stimme wird leiser.

»Es war Bürgerkrieg, eine passende Gelegenheit alte Rechnungen zu präsentieren. Morde, Folter, Vergewaltigungen und Plünderungen waren an der Tagesordnung. Mein Vater hat seinen Vater nie wiedergesehen. Man sagt, mein Großvater sei erschlagen worden.«

»Was wurde aus Ihrem Vater?«

»Mein Vater war sechs, sein Bruder neun, als sie plötzlich ohne Familie auf sich allein gestellt waren. Um sie herum tobte der Bürgerkrieg. Es war eine Fügung des Schicksals, dass die Brüder auf der Jesuitenschule bleiben durften. Vermutlich war dies dem Talent meines Onkels zu verdanken, der immer der Klassenbeste war. Ohne das katholische Kloster in Kisangani hätten die beiden nicht überlebt.«

Während Niam spricht, sucht er den Blickkontakt mit jedem im Zuschauerraum. Die blonden Rastahaare fallen ihm sofort auf. Er nickt Bob zu und der lächelt zurück. In der letzten Reihe macht Niam Frau Herz aus. Und versteckt hinter einem hünenhaften Mann erkennt er Helen wieder.

»Die Brüder durften die Schule besuchen und im Kloster wohnen. Allerdings wurde ihnen nichts geschenkt. Vor dem Unterricht mussten sie in der Frühmesse helfen und nach der Schule in der Landwirtschaft des Klosters bis zur Dunkelheit arbeiten. Sechs Tage in der Woche. Eine harte Zeit, wenigstens hungerten sie nicht, denn mittags gab es eine warme Mahlzeit. Sonntags mussten sie die Messen vorbereiten. In dieser Zeit ist in meinem Onkel eine tiefe Religiosität gewachsen. Der Abt des Klosters hat dies nicht nur erkannt, sondern auch gefördert. Deshalb wurden die Brüder immer mehr von körperlichen Tätigkeiten entlastet und dafür als Ministranten eingesetzt.«

Niam schaut den Richter an. »Mein Vater und sein Bruder hatten nicht das, was man heranwachsenden Kindern oder Jugendlichen wünscht. Kaum Freizeit, keine Spielkameraden. Dafür waren sie im Kloster halbwegs sicher. Von den Gräueltaten des Bürgerkriegs blieben sie nicht gänzlich verschont. Zu oft suchten gequälte und verwundete Opfer Zuflucht im Kloster. Die Schüsse und Mörsergranaten waren noch hinter den Klostermauern und während der Messen zu hören. Mein Heimatland war in dieser Zeit zum Spielball der

Großmächte USA und Sowjetunion geworden. Plündernde Banden und weiße Söldnertruppen verwüsteten das Land.«

Der Richter lässt sich nicht beirren: »Schildern Sie bitte, wie es mit Ihrem Vater weiterging.«

»1966 übernahm Mobutu die Präsidentschaft im Kongo. Zwar begann damit eine dreißigjährige Diktatur, doch kehrte weitgehend Frieden und Normalität zurück. Mein Vater und sein Bruder konnten ihre Schulausbildung erfolgreich beenden, für einen Schwarzen eine Besonderheit in den damaligen Wirren. Die katholische Kirche betrieb in jener Zeit in der Hauptstadt eine Fachschule für Lehrer. Die Jesuiten in Kisangani boten den Brüdern an, sie auf diese Ausbildungsstätte zu schicken. Als Gegenleistung mussten sich beide verpflichten, anschließend als Lehrer an die Klosterschule zurückzukehren. Sie willigten ein. Für meinen Onkel eine Selbstverständlichkeit, er fühlte sich berufen. Mein Vater tat sich dagegen schwer mit dem Studium. Am Ende kehrten beide als ausgebildete Lehrer zurück.«

»Wann war das?«

»Ende der Siebzigerjahre. Mein Heimatland war mittlerweile in Zaire umbenannt worden. Für die Brüder begann eine geruhsame Lebensphase. Sie übten den Lehrerberuf aus, der sonst nur den Jesuitenpatern vorbehalten war, und erhielten dafür ein winziges Gehalt. Dies erlaubte ihnen, außerhalb des Klosters zu wohnen und einen bescheidenen Hausstand zu gründen. Während mein Vater seinen Beruf als Broterwerb ansah, ging mein Onkel darin auf. Er war ein leidenschaftlicher Pädagoge und tief im katholischen Glauben verwurzelt. Die Jesuiten schickten ihn auf Fortbildungen und ins Ausland. Folgerichtig übernahm mein Onkel 1991 die Leitung der Klosterschule. Seine Passion war die Geschichte der Heimat. Er sog alles auf, was er über sein Land und Zentralafrika erfahren konnte.«

»Und Ihr Vater?«

»Damit brachen die Zwistigkeiten zwischen den Geschwistern aus. Mein Vater wollte sich nur schwerlich mit dem Gedanken anfreunden, dass der ältere Bruder sein Chef sein würde. Außerdem war mein Vater ein unpolitischer Mensch, mein Onkel dagegen massiv engagiert. Aus seiner Sicht mussten die Schwarzen in Afrika ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen und dafür kämpfen. Mein Onkel konnte

sich mit Mobutus Diktatur nie anfreunden, im Gegenteil, er wagte verhaltenen Widerstand.«

»Und Ihr Vater?«

»Wollte Karriere machen. Er hat 1992 die Klosterschule verlassen und für die Zentralregierung die Schulaufsicht in der Provinz übernommen. Faktisch war er damit der Chef seines älteren Bruders.«

»Ging das gut?«

»Die Brüder sind sich aus dem Weg gegangen und haben sich irgendwie arrangiert. Mein Vater hat an seiner Karriere gebastelt. Er wollte im Apparat aufsteigen. Sein Ziel war es, in die Hauptstadt versetzt zu werden und am Ende ein Ministeramt zu übernehmen. Um dies zu erreichen, hat er 1993 strategisch geheiratet. Meine Mutter entstammt einer Familie, deren Söhne immer Häuptlinge waren und die in der Hauptstadt unter dem Diktator Mobutu reich und mächtig wurde. Ein Jahr nach der Hochzeit bin ich in Kisangani zur Welt gekommen.«

Niam schaut die Zuhörer an. Sein Blick bleibt an der reizvollen Frau mit den langen blonden Haaren hängen. Er kann sie riechen.

»In dieser Zeit ereignete sich im Nachbarland Ruanda ein Völkermord, dem fast eine Million Menschen, meist Angehörige der Tutsi-Minderheit, zum Opfer fielen. Sie wurden von der Hutu-Mehrheit in weniger als hundert Tagen getötet. Nachdem eine Rebellenarmee danach die Hutu-Machthaber vertrieben hatte, flohen zwei Millionen Menschen, davon Hunderttausende Hutu in unser Land.« Niam dreht sich zum Richter: »Wenn Sie berücksichtigen, dass Kisangani nur dreihundert Kilometer von der Grenze zu Ruanda entfernt liegt, können Sie sich vorstellen, was danach bei uns passierte.«

»Erläutern Sie uns das bitte.«

»Es entwickelte sich der nächste Bürgerkrieg in meinem Heimatland, der den Beginn einer mit Unterbrechungen bis heute andauernden Serie von Kriegen in Zentralafrika markiert. Die Unruhen konzentrierten sich auf den Osten von Zaire und die Zentralregierung verlor dort ihre Herrschaft. Kisangani war keine sichere Stadt mehr. Mein Vater hatte die Zeichen der Zeit nicht rechtzeitig erkannt. Er fühlte sich unantastbar. Ein fataler Irrtum. 1996 wurde mein Vater auf offener Straße erschossen. Er galt in unserer Stadt als Symbol der jahrzehntelangen Diktatur.«

»Sie müssen knapp zwei Jahre alt gewesen sein.«

»Richtig. Im gleichen Jahr ist auch meine Mutter gestorben. Ich weiß bis heute nicht, wie. Ich habe meine Eltern kaum kennengelernt. Ich habe keine Erinnerungen an sie.« Niam redet nicht weiter.

Im Gerichtssaal herrscht Schweigen.

Nach einer Weile hakt der Richter nach: »Wie ging es mit Ihnen weiter?«

»Mein Onkel hatte mich aufgenommen. Im Schatten des Jesuitenklusters war es ihm gelungen, sich und die katholische Schule durch die bewegte Zeit zu lavieren. Als der Diktator Mobutu 1997 gestürzt und meine Heimat in Demokratische Republik Kongo umbenannt wurde, ging es wieder bergauf, denn mein Onkel galt als Kritiker des alten Regimes.«

»Hat Sie Ihr Onkel erzogen?«

»Ja. Ich kann mich an die Jahre in Kisangani noch erinnern. Es ging uns gut. Mein Onkel war wie ein Vater zu mir. Jedoch dürfte sich meine Situation von der eines Kindes in Deutschland in einem Punkt kaum unterschieden haben: Vom Sohn eines Schulleiters wird in der Schule immer mehr erwartet. Du musst stets der Beste sein.«

Der Richter übergeht das Lachen im Zuschauerraum. »Wurden Sie streng erzogen?«

»Nein. Mein Onkel war liebevoll zu mir, allerdings hat er auch einiges verlangt. Neben Französisch musste ich Englisch lernen. Und als ich zehn war, wurde zu Hause jeweils an einem Tag abwechselnd nur Englisch oder Französisch gesprochen. Mehrere Jahre später meinte er, es sei vorteilhaft, wenn ich einige Brocken Deutsch beherrschen würde und drückte mir ein französisches Lehrbuch für Deutsch in die Hand. Mein Onkel hatte in seiner Jugend von einem Jesuitenpater aus dem Elsass, der an der Schule unterrichtete, ein wenig Deutsch gelernt.«

»Und außerhalb der Schule?«

»Anfangs glaubte mein Onkel, ich wäre ein Musiktalent. Ich bin froh, dass sich dies als Fehleinschätzung erwies. Sonst hätte ich die Geige noch länger malträtieren müssen. Meine Leidenschaft war der Sport. Mit den Freunden zog es mich in den Regenwald. Dort kletterten wir an den Lianen die Bäume hinauf. Selbstverständlich spielten wir ausgiebig Ball. Die anderen meistens Fußball, ich aufgrund meiner Größe lieber Basketball.«

»Wie lange blieben Sie in Kisangani?«

»Als ich ungefähr fünfzehn Jahre alt war, wurde es in unserer Provinz wieder unruhiger. Dazu muss man wissen, dass die Demokratische Republik Kongo mit Bodenschätzen gesegnet ist. Sie verfügt über große Vorkommen von Diamanten und Gold, Kupfer und wichtigen Erden. Fast alle dieser Minen befinden sich im Osten des Landes, also nicht weit von meiner Heimatstadt. Aus den ethnischen Bürgerkriegen haben sich daher blutige Konflikte über die Herrschaft der Goldminen und Bergwerke entwickelt.«

»Leitet Ihr Onkel immer noch die Klosterschule?«

»Nein. Parallel zu den Auseinandersetzungen um die Bodenschätze begannen für meinen Onkel instabile Zeiten. Je älter er wurde, desto unachgiebiger wurde er. In Bezug auf die Veränderungen der politischen Situation in Zentralafrika wurde er militanter. Er forderte von der katholischen Kirche eine härtere Gangart. Hierunter verstand er, dass sich der Klerus in Rom stärker auf die Seite der Ureinwohner Afrikas stellen sollte. Dies tat er auch öffentlich in Zeitungsbeiträgen kund. Dort nannte er den ersten schwarzen Kardinal Zentralafrikas Uncle Tom, was sich die katholische Obrigkeit nicht bieten lassen konnte. 2011 wurde er entlassen.«

»Und dann?«

»Änderte sich alles. Mein Onkel ließ sein bisheriges Leben und die unruhige Provinz hinter sich. Wir sind tausend Kilometer westwärts an den Rand eines Nationalparks im Regenwald gezogen. Für jeden von uns eine riesige Umstellung. Ich musste meine Freunde zurücklassen und mein Onkel seine geliebte Schule.«

»Für wen war es schwerer?«

»Für meinen Onkel. Mir hat das genügsame Leben im Regenwald gefallen.«

»Wovon haben Sie gelebt?«

»Anfangs war es schwer. Wir hatten kein Geld und waren genötigt, uns zunächst eine Hütte zu bauen. Die Gegend ist arm. Möglichkeiten, Geld zu verdienen, gibt es nicht. Wir mussten erst mal das Vertrauen der Einheimischen gewinnen. Dazu haben wir den örtlichen Dialekt gelernt.«

»Was haben Sie gemacht?«

»Mein Onkel hat mich weiterhin unterrichtet, was mich angestrengt hat, weil seine ganze Konzentration mir galt. Deshalb habe

ich ihm eines Tages den Vorschlag gemacht, doch auch andere Kinder zu unterrichten. Mein Onkel hat das aufgegriffen, und es sprach sich schnell herum, dass es mitten im Regenwald eine Schule gab. Nach einem Jahr kamen regelmäßig zehn bis fünfzehn Schüler. Davon konnten wir leben.«

»Wovon bestritten Sie den Lebensunterhalt?«

»Die Regierung zahlt ihren Angestellten kaum Gehälter. Deshalb ist es in vielen Gebieten Afrikas üblich, Lehrer, Ärzte, Beamte und Polizisten für ihre Dienstleistung direkt zu bezahlen. ›La Motivation‹ wird das bei uns genannt. Deshalb war es für die Eltern der Schüler selbstverständlich, meinen Onkel unmittelbar zu bezahlen. Nicht viel, aber genug, dass wir davon leben konnten.«

»Weshalb haben Sie diesen Ort verlassen und in Deutschland als Flüchtling politisches Asyl beantragt?« Da ist sie, ohne Ankündigung: die entscheidende Frage des Vorsitzenden Richters Herold.